

# Der Müll, die Stadt und die Not

Die Ethnologin Eveline Dürr untersucht die Kultur des Slums, das Leben am Rande der Abfallhalden – und die xenophobe Aufladung von Schmutzmetaphern.

Von Susanne Wedlich

Eine armselige Hütte aus Wellblech und Pappe – zumindest hat Eveline Dürr nicht mehr darin sehen können. Doch die junge Bewohnerin zeigte der Stadtethnologin voller Stolz ihre selbst gebaute Behausung. „Zunächst habe ich beim besten Willen nicht verstanden, worauf man hier stolz sein konnte“, erzählt Dürr. Dazu die Umgebung: Die Hütte lag in einem Slum am Rande der mexikanischen Stadt Mazatlán – am Fuße der Müllhalde.

Überhaupt die Bezeichnung Slum: Sie kennzeichnet immer die Außensicht, meint Dürr, Professorin für Ethnologie an der LMU. „Die Bewohner selbst bezeichnen ihr Viertel nicht als Slum, sondern verwenden häufig wohlklingende, euphemistische Ortsnamen.“ Was also ist ein Slum? In dieser Frage ist sich auch die Wissenschaft nicht ganz einig. Der Begriff ist nicht klar definiert. Sicher ist, dass sich Slums immerhin in einem Merkmal ähneln: Sie entstehen fast immer nach demselben Muster.

Die Landflucht schwemmt Menschen auf der Suche nach einer Lebensgrundlage in die Städte. Dort aber finden sie weder Auskommen noch einen Platz zum Leben. Die Rückkehr aufs Land bietet ihnen auch keine Perspektive, und so besetzen sie illegal ein Stück Land am Rand der Stadt. Ist die Gruppe dieser sogenannten Squatter einmal groß genug, haben sie gemeinsam Tatsachen geschaffen und können kaum mehr vertrieben werden. Sie sorgen selbst für ihre Unterkünfte, meist bauen sie sie aus dem Abfall der reichen Städter, wie etwa im Slum von Mazatlán.

Auch die Versorgung mit dem Notdürftigsten an Infrastruktur nehmen sie in die Hand und bedienen sich oft selbst, indem sie beispielsweise elektrische Leitungen anzapfen. Überhaupt herrschen in den meisten Slums keine chaotischen Zustände, nach und nach bilden sich Hierarchien aus, die auch festlegen, wer das Sagen hat und zum Beispiel Miete von den anderen Slumbewohnern kassieren kann. Eine einflussreiche Familie, Kontakte in die Stadtverwaltung oder Zugang zu elektronischen Geräten verleihen Macht im Slum – die notfalls mit Gewalt verteidigt werden muss.

Ungeschriebene Gesetze regeln das enge Zusammenleben in der Notgemeinschaft der Slums. Nicht selten gelten für Frauen besonders konservative Verhaltensregeln. „Man darf sich das aber nicht als Staat im Staate vorstellen“, mit geregelten Strukturen, sagt Dürr, die den Alltag im Slum von Mazatlán selbst im Rahmen ausgedehnter Forschungsaufenthalte erlebt hat. „Zudem ist auch Mexiko nach unserem Verständnis keine funktionierende Demokratie.“

Vor allem die ständig wachsenden Großstädte des globalen Südens sind häufig von

Slums gesäumt. Doch auch wenn Tausende von Menschen einmal einen Slum besiedeln, werden die Elendsviertel doch nur selten auf den offiziellen Karten verzeichnet. Durchzogen sind sie von namenlosen Straßen, deren Anwohner nirgends gemeldet sind – und so gut wie nie den Sprung in die wohlhabenderen Viertel schaffen. Mittlerweile verschwindet auf diese Weise weltweit rund eine Milliarde Menschen im Schatten der Städte – ein Massenphänomen. Kaum verwunderlich, dass Slums ein wichtiges Forschungsobjekt gleich mehrerer wissenschaftlicher Disziplinen sind. Dürr beispielsweise untersucht eine ganz spezielle Erscheinung, die die Bewohner der Elendsquartiere, wenn man so will, ansatzweise aus der Anonymität holt und ihnen ein Gesicht gibt: den Slumtourismus. Immer mehr Menschen wollen den Alltag im Slum selbst sehen, sei es nun bei Touren in den brasilianischen Favelas, in südafrikanischen Townships oder im indischen Dharavi, dem wohl größten Slum Asiens. Auch die Müllsammler auf der Deponie von Mazatlán kann man besichtigen. Anbieter der kostenlosen Touren ist eine US-ameri-



**Prof. Dr. Eveline Dürr**

ist seit 2008 Professorin für Ethnologie an der LMU. Dürr, Jahrgang 1962, hat an der Universität Freiburg promoviert und sich dort im Jahr 2000 habilitiert. Bis 2004 hat sie dort gelehrt und geforscht, unterbrochen von jeweils mehrjährigen Studien- und Feldforschungsaufenthalten in Mexiko und Albuquerque, New Mexico. Zwischen 2005 und 2008 war sie Associate Professor an der Auckland University of Technology, Neuseeland.

kanische Kirche, die in der Stadt sozial und auch missionarisch tätig ist. Vor allem amerikanische und kanadische Rentner, die die Wintermonate in Mazatlán verbringen oder dauerhaft dort leben, nehmen daran teil, ob nun aus Abenteuerlust oder humanitärer Ambition, lässt sich nicht immer sagen. Für ein paar Stunden verlassen die Touristen dann ihre Luxuskavens mit Golfklub und Strand, um die fast ebenso streng abgegrenzte Müllkippe zu besuchen.

Vor allem, wenn manche Tourguides den Neugierigen das Innere der Hütten zeigen wollen, sehen viele Slumbewohner dies als Verletzung ihrer Privatsphäre. Manche freuen sich aber, „dass sich Menschen aus aller Welt für ihre Situation interessieren“, sagt Dürr. „Andere schämen sich ihrer Situation und wollen weder gesehen noch beschenkt werden.“ Und so bedeutet diese Form des Tourismus eine Gratwanderung zwischen sublimen Ausbeutung und neu gewonnener Sichtbarkeit. „Schon lässt sich die Tendenz beobachten, dass Slumbewohner ihre Armut inszenieren, nur um weiterhin quasi authentisch den Erwartungen der Touristen zu entsprechen“, kritisiert Dürr. Die Favelas von Rio de Janeiro haben mittlerweile sogar den Status einer offiziellen Touristenattraktion, auch wenn dies nicht alle Bewohner der Stadt gutheißen. Einheimische sehen den Slum eher als Problem oder sogar Schande für ihre Stadt.

Was genau in urbanen Umgebungen als Schmutz wahrgenommen wird und wie sich dies auf das soziale Miteinander auswirkt, untersucht Dürr in dem Buch *Urban Pollution*, das sie zusammen mit Rivke Jaffe von der Universität Leiden herausgegeben hat. Sicher, die Verschmutzung hat ihre materiellen Ausprägungen: Abfall, Abwasser, dreckige Luft und eine zerstörte Umwelt. Müll aber ist nicht nur schmutzig, sondern kann auch im übertragenen Sinne unrein machen. Darum sind in muslimischen Ländern häufig Nicht-Muslime für die Abfallbeseitigung zuständig, in Indien ist sie meist den unberührbaren Dalit vorbehalten,

die ohnehin auf der untersten Stufe der Gesellschaft stehen. Aber auch blanke Armut kann in einer entsprechend geprägten Umwelt als Schandfleck gelten. Dann werden etwa Obdachlose in Ländern wie Indien nachts aufgegriffen und gegen ihren Willen aus der Stadt verfrachtet, damit sie das Straßenbild nicht länger stören.

Mitunter sind solche Zuschreibungen gar der Anlass für Gewaltexzesse: Anfang der 90er Jahre wurden brasilianische Straßenkinder aus eben diesem Grund sogar umgebracht. Die Mörder waren Polizisten, die im Auftrag reicher Bürger handelten. Der extremste Auswuchs solch abseitiger Reinlichkeitsideologie ist die ethnische Säuberung, bei der schon der geschönte Begriff auf den Zusammenhang verweist. In diesem Fall sind es verkehrte Vorstellungen einer kulturellen Homogenität, die instrumentalisiert werden, um Machtansprüche mit Mord und Totschlag durchzusetzen. Als schmutzig gilt, wer zum Fremdkörper in der Gesellschaft erklärt wird.

Auch weit unterhalb der Ebene des Genozids greift dieser Mechanismus. Davon sind häufig Migranten wie auch Menschen einer fremden ethnischen Zugehörigkeit betroffen. „Sie werden dann als eine Art kulturelle Verschmutzung gesehen“, sagt Dürr. „Ausgangspunkt ist die Idee einer natürlichen Ordnung, die den Platz eines jeden Menschen vorgibt.“ Massenmigrationen, Vertreibungen wie auch Umsiedlungen verstärken in der Regel das Ressentiment, die Ängste vor fremden Einflüssen. Neu angesiedelte Menschen und ihre Lebensweise werden dann als bedrohlich wahrgenommen – und in einem gedanklichen Kurzschluss als schmutzig sowie als Gefahr für die öffentliche Gesundheit und Umwelt.

Nicht einmal fortschrittliche und vermeintlich tolerante Gesellschaften sind gegen solche Verwerfungen ganz gefeit. Ein Beispiel ist Neuseeland, dessen bislang weitgehend homogene Einwohnerschaft aus Weißen und den eingeborenen Maori nun asiatische Einwanderer integrieren muss.





Leben nicht nur mit, sondern auch vom Abfall der Wohlhabenden: Ein Junge aus einem mexikanischen Slum sucht auf einer Müllkippe nach Wiederverwertbarem. Foto: Danny Lehman/Corbis

Einer der bizarren Vorwürfe gegen die Neu-Neuseeländer lautet, sie würden die Straßen mit Essensabfällen verschmutzen. Kürzlich zog deshalb eine Gruppe asiatischer Studenten durch die Straßen Aucklands, um den Müll aufzusammeln: eine medienwirksame Geste des guten Willens, wo Worte vielleicht nicht gegen latente Xenophobie helfen können.

Die Bewohner des Slums von Mazatlán haben dagegen aus der Not mit dem Müll sogar eine Tugend gemacht: Viele von ihnen leben nicht mehr nur mit, sondern auch von den Abfällen der reichen Stadtbewohner. Als Recyclingspezialisten sammeln und verkaufen sie alles, was noch einen Wert hat. Sie sehen das auch als wichtigen Dienst an der Stadt. Eine Slumbewohnerin sagt es so: „Ich mache eine schmutzige Arbeit, die sauber ist.“ Gemeint ist: Alternativen zu diesem ehrlichen Broterwerb sind Diebstahl und Prostitution.

Was aber ist nun tatsächlich sauber und was schmutzig? Darauf wird es wohl nie eine eindeutige Antwort geben können. „Wir im Westen sprechen immer davon, den atomaren Müll zu entsorgen“, sagt Dürr. „Das klingt nach einer sauberen Lösung, obwohl wir alle wissen, dass uns das Problem erhalten bleiben wird.“ Sie selbst dagegen benötigt immer ein paar Tage der erneuten Eingewöhnung in den Slum: „Erst nach einer gewissen Zeit verliere ich das Gefühl, dass sich der Gestank überall am Körper und in den Kleidern festsetzt.“

Doch die Abneigung gegen den vermeintlichen oder tatsächlichen Schmutz der anderen ist unabhängig von Reichtum und Armut: Womöglich würden sich die Slumbewohner Mazatláns entrüstet abwenden, könnten sie die wohlhabenden Deutschen im Sommer beobachten. „In Mexiko ist es absolut verpönt, sich mit freiem Oberkörper zu zeigen – es sei denn am Strand“, sagt Dürr. „Am schlechtesten aber käme wohl an, dass bei uns viele Menschen barfuß laufen – das gilt bei Mexikanern aller Schichten als extrem unsauber.“ ■